

vom Bund geregelten Höheren Fachschulen acht Fachhochschulen in den Bereichen Technik (heute: HTL), Wirtschaft (heute: HWV) und Gestaltung (heute: HFG) entstehen. Frühestens 2000 sollen dann auch die von den Kantonen geregelten Ausbildungsgänge in den Bereichen Soziales, Gesundheit und Pädagogik ihre Fachhochschulen erhalten.

Öffentlich wurden Bedenken bislang gegen die Tertialisierung der Lehrer- und Lehrerinnenausbildung geäußert, doch gibt es Bedenken auch gegen eine zu weit gehende Tertialisierung der Ausbildung im Sozial- und Gesundheitswesen. Mit dem Stichwort „Unterschichtung“ wird befürchtet, daß die bisherigen Sozial- und Gesundheitsberufe an Attraktivität verlieren, so daß zu viele Begabtere sich an Fachhochschulen zu Kaderleuten ausbilden lassen und beispielsweise das gewöhnliche Heim- und Pflegepersonal über soziale und gesundheitliche Anlehen rekrutiert werden muß. Die Verbindung der kantonalen Sanitätsdirektoren, die Schweizerische Sanitätsdirektorenkonferenz, wird deshalb empfohlen, höchstens drei Fachhochschulen für Gesundheit zu bilden, eine in der französischen und höchstens zwei in der deutschen Schweiz, und diese im Verbund mit benachbarten Fachgebieten wie Sozialarbeit oder Pädagogik zu führen. Unabhängig davon wird ab dem kommenden Herbst an der Kaderschule des Schweizerischen Roten Kreuzes der Studiengang der Pflegewissenschaft angeboten, der mit dem „Master of Nursing Science“ der Universität Limburg in Maastricht abgeschlossen werden kann.

Gegen diese Vorstellungen der Sanitätsdirektorenkonferenz wurde von der Westschweiz und von Frauenorganisationen bereits Widerstand angemeldet. In der Westschweiz wurde die Ausbildung bereits stärker in den Tertiärbereich verlegt, und die Frauenorganisationen melden Frauenpostulate an, sind doch in den nichtakademischen Gesundheitsberufen über 90 Prozent Frauen. Neben der Entwicklung von Fach-

hochschulen soll die Weiterentwicklung der anderen Ausbildungsgänge im tertiären Berufsbildungsbereich nicht vernachlässigt werden. Dabei denken die Bundesbehörden namentlich an einen Ausbau der Höheren Fachschulen und eine Vertiefung des Systems der Berufs- und Höheren Fachprüfungen.

Das Hochschulsystem der Schweiz wird auf jeden Fall schon bald ein *duales* sein, welches unter dem Oberbegriff Hochschule einerseits die universitären Hochschulen und andererseits die Fachhochschulen im engeren Sinn, die Kunst- und Musikhochschulen sowie die Pädagogischen Hochschulen umfassen wird. Beide Hochschultypen haben grundsätzlich den gleichen dreifachen Leistungsauftrag: Lehre (Aus-, Fort- und Weiterbildung), Forschung und Entwicklung, Dienstleistung.

Mit der Einführung des dualen Hochschulsystems kommt aber eine neue Dimension der Hochschulbewertung ins Spiel. Nach der Aufbauphase sollen die Fachhochschulen nämlich vornehmlich leistungsorientiert subventioniert werden. Dann zählen nicht mehr nur die Anzahl Studierender oder Diplome, sondern auch das fachliche Profil der Schule, die Studiendauer, das Betreuungsverhältnis, der Eigenfinanzierungsgrad im Bereich angewandte Forschung und Entwicklung, die Beurteilung der Ausbildungsqualität durch Studierende, Dozenten und Arbeitgeber sowie die Chancen der Diplomierten auf dem Arbeitsmarkt. Obwohl die Evaluation bzw. die Qualitätssicherung für jede Schulart spezifisch sein muß, ist dieses neue Bewertungselement für die privaten Schulträger eine Chance. Denn bisher war der Staat bei der Subventionierung der Privatschulen äußerst zurückhaltend. Mit der Einführung der Leistungsorientierung im Subventionswesen könnte das ungute Konkurrenzverhältnis zwischen Privat und Staat durch ein qualitätssteigerndes Konkurrieren abgelöst werden.

Rolf Weibel

„Das Bischofsamt neu leben“

Ein Gespräch mit dem Grazer Bischof Johann Weber

Das Bischofsamt hat in der Geschichte schon viele Wandlungen durchgemacht. Heute gelten Bischöfe in der Öffentlichkeit vielfach als „die“ Kirche; in den eigenen Reihen werden sie mit ganz unterschiedlichen Erwartungen konfrontiert. Wie läßt sich unter diesen Bedingungen das Bischofsamt ausüben? Darüber sprachen wir mit Bischof Johann Weber. Er leitet das Bistum Graz seit 1969 und ist derzeit Vorsitzender der Österreichischen Bischofskonferenz. Die Fragen stellten Fritz Csoklich und Klaus Nientiedt.

HK: Herr Bischof Weber, einzelne Bischöfe und das Bischofsamt als solches standen in der jüngsten Zeit wiederholt im Zentrum innerkirchlicher Auseinandersetzungen. Umstrittene Bischofsnennungen, Bischöfe, die ihres Amtes enthoben werden oder zurücktreten, Bischöfe im Spagat zwischen Rom und ihren Ortskirchen, aber auch zwischen

den verschiedenen Richtungen und Strömungen innerhalb der eigenen Ortskirche – gibt es für diese Vorgänge, so unterschiedlich sie auch sind, gemeinsame Ursachen?

Weber: Das hat unterschiedliche Wurzeln. Es handelt sich dabei um Folgen von Veränderungen, die nicht die Kirche

allein betreffen. Vieles ist in Bewegung geraten. Die Bischöfe können von der Meinungsvielfalt und den Spannungen in Gesellschaft und Kirche nicht unberührt bleiben. Hinzu kommt die mediale Seite. Ob in der Politik oder anderswo – die Mediengesellschaft kennzeichnet eine allgemeine Personalisierung. Im Mittelpunkt der Berichterstattung stehen Köpfe, Personen. Als innerkirchliche Ursache möchte ich vor allem das Konzil nennen. Manche Dinge mußte es offen oder wenigstens unerledigt lassen, sie blieben liegen, weil sie nicht lösbar waren.

HK: Vor allem das hohe Maß an Polarisierung unter Bischöfen fällt heute auf. Ist diese Polarisierung selbst neu oder tritt sie in einer Mediengesellschaft nur stärker nach außen, läßt sich weniger verbergen?

Weber: Diese Polarisierung tut zunächst einmal sehr vielen Menschen weh. Für diejenigen, die erwarten, daß die Bischöfe als eine geschlossene Gemeinschaft auftreten, ist es ein echter Schmerz, dies zu sehen, und zugleich ist es nicht vermeidbar. Es ist ein immer neu aufgegebenes und im Kontext stürmischer Weltveränderung notwendiges neues Ringen um Fragen wie: Was sind die Wurzeln unseres Glaubens? Und zugleich: Wie sieht die verstehbare, faßbare, berührbare, liebenswerte Gestalt unseres Glaubens aus? Es geht dabei vielleicht nicht um grundlegende Glaubensfragen, und doch brechen im Denken erhebliche und ernst zu nehmende Unterschiede auf. Ich will hier nichts beschönigen. Vieles ist nicht mehr selbstverständlich, wie es in meiner Jugendzeit war. Kirche war in gewissem Sinne unberührbar, selbstverständlich. Man stritt vielleicht miteinander um die Formen der Jugendarbeit, aber die Kirche als solche, der Bischof, der Papst standen nicht zur Diskussion. Dennoch können solche Auseinandersetzungen heute sehr fruchtbar sein.

HK: Was überwiegt bei Ihnen – das Erschrecken über die zuweilen schmerzlichen Seiten der Konflikte oder die Genugtuung darüber, daß über die Dinge einigermaßen offen gestritten wird?

Weber: Die Konflikte sind wirklich oft sehr unangenehm, belastend. Man kann sich schämen, wenn man – ob zu Recht oder zu Unrecht – ins Kreuzfeuer der Medien gerät. Und trotzdem – nicht um mich zu beruhigen, sondern aus dem Versuch heraus, dem ganzen Volk treu zu sein, ist dies unumgänglich. Es gibt nicht nur die ganz aktiven und informierten Katholiken, sondern auch die „treuen Kirchenfernen“, wie ich sie nennen möchte. Auch ihnen müssen wir die Treue halten. Und ohne in dieser Hinsicht irgendetwas verarmen zu wollen: Ich bin sehr zuversichtlich, daß uns dies auch gelingen kann.

HK: Gerade in der österreichischen Kirche, aber wohl nicht nur dort, scheint sich eine gewisse Zusammenhanglosigkeit zu verstärken. Handelt es sich dabei um eine vorübergehende Erscheinung? Oder muß man sich darauf einrichten, daß dies auf längere Zeit so bleiben wird?

Weber: Wahrscheinlich wird man es erst in Jahrzehnten bes-

ser beurteilen können. Aber auch hierbei handelt es sich nicht allein um ein innerkirchliches Problem. Der Gedanke der „universitas“ tritt etwa im Bildungsbereich radikal zurück gegenüber der Spezialisierung. Ich denke an neuere Gesetzesvorhaben in Österreich: Das Verwendungsprofil ist im Blick, die Zusammenschau tritt dagegen immer mehr zurück. Auch in der Pastoral wird sich dies auswirken. Dahinter steht letztlich die Frage: Wo laufen die Dinge zusammen? Eine zunächst eher spontane Beobachtung, aber ich glaube inzwischen, daß sie mehr für sich hat: In den Auseinandersetzungen um die Kirche in den letzten Jahren wird das Wort Jesus Christus sehr wenig gebraucht. Nicht als ein Wort, das man vielleicht zu einer billigen Münze machen kann, sondern als Frage: Wo laufen die Dinge zusammen? Was trägt? Da scheint uns allen etwas Wichtiges abhanden gekommen zu sein.

„Mitgehen mit den Menschen, die einem anvertraut sind“

HK: Kaum jemand wird Ihnen darin widersprechen. Nur ist damit die innerkirchliche Polarisierung nicht beseitigt. Lassen sich mit diesem Hinweis nicht allzu leicht reale Gegensätze und Unterschiede zudecken?

Weber: Es geht überhaupt nicht darum, irgendetwas zu kaschieren. Mit großer Entschiedenheit möchte ich sagen: Eine zentralistische, entmündigende Leitung der Kirche – sei es auf diözesaner, auf pfarrlicher oder auch auf Weltebene – ist sicher nicht gut. Aber der Einheitsdienst des Zusammenführens ist unersetzlich. Trotz aller Reserven gegenüber Rom und manchen Bischöfen wird man diesen Einheitsdienst wahrscheinlich später einmal deutlicher, als dies heute geschieht, zu schätzen wissen – unabhängig von der Frage, ob man das, was im Namen dieser Einheit geschieht, im einzelnen für gut oder weniger gut hält. Einheitsdienst nicht verstanden im Sinne einer Managerzentrale, nicht als das Schloß von Kafka, sondern als eine Übersetzung der Einheit in Jesus Christus.

HK: Gerade auf der Ebene der Ortskirchen spürt man gegenwärtig, wie schwierig dieser Einheitsdienst ist. Bischof Kasper sprach unlängst in einem Interview von der „Stunde der Integrationsfähigkeit des Bischofsamtes“. Ist es eigentlich in Zukunft das unausweichliche Schicksal von Bischöfen, zwischen allen Stühlen zu sitzen?

Weber: Bischöfe sollen überhaupt nicht sitzen. Sie sollen mit der ganzen Schärfe dieses Wortes pilgernde Kirche sein. Nicht die schöne Sonntagsrede, sondern die Mühsal eines schweren Weges und müde gewordener Füße kennzeichnet ihr Amt: Mitgehen mit den Menschen, die einem anvertraut sind; Sorge vor allem auch für die, die nicht unbedingt in den Kirchen anzutreffen sind. Zusammen mit der Priesterschaft – in einem großen Umbruch wie dem heutigen sind die Priester besonders gefordert. Und: mit der Gesamtkirche! Selbst

wenn es viele sich so vorstellen: Es ist nicht so, als läute bei einem Bischof ständig das rote Telefon. Man hat eine große Freiheit und Selbständigkeit als Nachfolger der Apostel.

HK: Wie kommt es dann aber, daß nicht wenige Katholiken den Eindruck haben, die Bischöfe machten wenig Gebrauch von den Möglichkeiten dieser Freiheit und Selbständigkeit? Viele fragen sich, warum Bischöfe nicht entschlossener ihren Überzeugungen folgen, anstatt auf bremsende Kräfte in zentralkirchlichen Stellen oder in anderen Teilen der Weltkirche zu verweisen.

Weber: Angst oder Bequemlichkeit wären schlechte Ratgeber. Wohl aber soll den Bischöfen der geduldige Schritt zugestanden werden. Vertrauen hat einen längeren Atem als die Angst.

„Ich sehe mich nicht als Gesprächsleiter einer Podiumsdiskussion“

HK: Aber noch einmal zurück in die Ortskirche. Die Gegensätze innerhalb etlicher Ortskirchen scheinen größer zu werden. Man fragt sich zunehmend, wie ein Amt der Einheit unter diesen Bedingungen überhaupt ausgeübt werden kann. Wie wirkt in der heutigen Situation ein Bischof integrierend?

Weber: Natürlich gibt es Spannungen, Probleme, die momentan nicht lösbar sind. Ich habe es aber nie erlebt, als sei nichts mehr möglich, als reiße etwas ab. Das Ringen um Gott und das Ringen um das Leben der Menschen sind nicht voneinander zu trennen. Menschen denken, handeln, leben verschieden. Aber ich sage wirklich aus Überzeugung: Solange man sich auf die beschriebene Weise als Pilger versteht und so handelt, muß es nicht zu Trennungen, Mißmut und Entfremdung kommen.

HK: Mit welcher Gruppe in der Kirche ist der Umgang für einen Bischof heute schwieriger: mit denjenigen, die für mehr Großzügigkeit und Freiheitlichkeit eintreten, oder denjenigen, die die Bischöfe drängen, Entscheidungen zu treffen, Unterschiede zu markieren, weil sie vermeintlich un-aufgebbare Grenzen überschritten sehen?

Weber: Am schwierigsten ist für mich die Gruppe, die meint, schon alles zu wissen. Die können auf beiden von Ihnen genannten Seiten angesiedelt sein. Bei dieser Geisteshaltung werden Sätze wie „das muß ich noch einmal überlegen“, „da müssen wir noch nachdenken“, „vielleicht haben wir etwas falsch gesehen“ nie über die Lippen kommen. Das ist für mich die schwierigste Gruppe. Das können auch Bischöfe sein. Das können Konservative oder Progressive sein. Wir Deutschsprechenden haben eine verdienstvolle, durch die Wissenschaft vorangetriebene, aber mitunter auch gefährliche Haltung: Wir wollen alles ganz genau wissen; alles ganz genau auf den Punkt bringen; alles ganz genau mit Hartnäckigkeit vertreten...

HK: ... Eigenschaften, die nicht per se schlecht sein müssen ...

Weber: Durchaus nicht. Aber kann dabei nicht vielleicht doch auch Wichtiges verloren gehen? In vielen Auseinandersetzungen geht es nicht immer um Rechtgläubigkeit und Nicht-Rechtgläubigkeit, sondern um die Durchsetzung der eigenen Sicht, um das Recht-Behalten, um das Nicht-miteinander-Können. In unserer Diözese schreiben wir seit einiger Zeit das Wort Dialog sehr groß. Ich weiß, dieses Wort kann man verbrauchen. In dem Zusammenhang ist das Dogma der Dreifaltigkeit von großer Bedeutung: Es kann als Hinweis auf ein aufmerksames, ehrerbietiges Aufeinander-Hören gelesen werden. Wo dies nicht geschieht, will man mit Hilfe von Rechtgläubigkeit oder Fortschritt oft nur die eigenen Ansprüche durchsetzen.

HK: Angesichts der Gegensätze innerhalb der Kirche dürfte schon viel gewonnen sein, wenn es einem Bischof gelingt, mit möglichst vielen Menschen im Gespräch zu sein, hinüber und herüber füreinander Verständnis zu wecken. Wird aus dem Bischof zunehmend ein Moderator seiner Ortskirche?

Weber: Das wäre mir zu wenig. Ich sehe mich nicht als Gesprächsleiter einer Podiumsdiskussion. Für mein eigenes Leben sind mir drei Begriffe wichtig geworden: Erstens der Zeuge. Jesus sagt zu seinen Jüngern und Jüngerinnen: Ihr sollt meine Zeugen sein. Zeuge, der zu etwas steht und der von etwas überzeugt ist, vom Glauben an die Auferstehung. Der zweite Begriff ist für mich der Treuhänder. Ich selbst stamme nicht aus einem dichten katholischen Milieu. Um so mehr habe ich entdeckt, wie wichtig das treuhänderische Weitergeben, Bewahren ist: von den alltäglichen Gebräulichkeiten bis zu dem uns übergebenen Glaubensgut und den Sakramenten. Der dritte Begriff kommt auf den ersten Seiten der Genesis vor: Gärtner. Gott bestellt die Menschen, damit sie den Garten, die Welt pflegen, hüten. Es ist für mich wichtig und beeindruckend zu sehen, wie etwas wächst. Wie die Gärten heute nicht mehr streng mit dem Lineal gezogen werden, sondern oft Biotope sind, so schaut auch die katholische Kirche aus. Es wächst vieles, aber Unkraut gibt es auch.

HK: Zum Thema, manchmal auch zum Problem wird die Rolle des Bischofs immer wieder bei Diözesansynoden oder synodenähnlichen diözesanen Foren. Warum machen Bischöfe von der Wahrnehmung gemeinsamer Verantwortung des Gottesvolks in Form von diözesanen Synoden im Grunde bis heute einen relativ unentschiedenen Gebrauch?

Weber: Zwei Gründe sehe ich hierfür. Nach einer Phase der Belebung der Kirche durch Gremien im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils (Priesterrat, Diözesanrat, Pfarrgemeinderäte) herrscht – im übrigen nicht nur auf kirchlichem Gebiet – eine gewisse Gremienmüdigkeit. Hierzu hat auch die Erfahrung beigetragen, daß sich viele Dinge nicht immer lösen lassen. Der zweite, ganz handfeste Grund liegt darin, daß es eine ganze Reihe von Fragen gibt, die ununterbrochen besprochen werden (Zölibat, Priesterweihe der Frau,

die Sexualmoral) und sich auch in den Diözesansynoden niederschlagen. Man verabschiedet einen Beschluß mit hoher Stimmenquote. Der Bischof schaut strafend, ernst oder betrübt – je nach Temperament – und muß dann sagen: Ich kann das leider nicht bestätigen. Frust auf allen Seiten. Ich vertraue jedoch darauf, daß – wenn der Geist von Machtproben zurücktritt – gute Lösungen heranwachsen – vielleicht nicht sofort und nicht für alles.

„Bischöfe dürfen nicht den Ernst eines Politbüros haben“

HK: Aber womit ist letztthin der Kirche mehr gedient: wenn man das Ringen um Reformen auf kleiner Flamme hält und sich einheitlicher gibt, als man tatsächlich ist, oder wenn man die Reformwünsche und Unterschiede offen benennt – mit allen Folgen für die Ausübung des Bischofsamtes, die beides mit sich bringt?

Weber: Hier stehen sich zwei überaus ehrenwerte Überzeugungen gegenüber: Die eine Auffassung besagt, man dürfe sich als Weltkirche nicht im Gegenlauf zur allgemeinen Entwicklung in der Welt in einzelne Blöcke auseinanderdividieren lassen. Die andere Überzeugung meint: Die Buntheit der Welt ist ein Faktum, wäre es daher nicht möglich, daß eine Region, nehmen wir etwa das industrialisierte Westeuropa, im Unterschied zu Afrika oder Südamerika eigene Lösungen fände, etwa in den Zulassungsbedingungen für das Priesteramt u. a. Diese zwei Meinungen stehen sich gegenüber. Das Konzil betonte den Stellenwert der Kollegialität der Bischöfe auf der ganzen Welt. Gegenwärtig haben wir nicht den Willen, das Risiko von Teillösungen einzugehen. Das ist noch nicht ausgekämpft und ausgelitten.

HK: Manch einer empfiehlt gerade der Kirche in unseren Breiten, gewissermaßen das „Leben selbst“ stärker zum Zuge kommen zu lassen anstatt sich unentwegt für die Einhaltung und Beachtung von Vorschriften, rechtlichen Festlegungen einzusetzen. Wäre dies für Sie ein gangbarer Weg?

Weber: Beides ist notwendig, Leben und Ordnung. Aber: der katholischen Kirche kommt von ihrem Wesen her eine gewisse Sorglosigkeit zu. Und zwar nicht, weil wir so schwach und so faul wären, sondern weil wir daran glauben, daß Gott es eigentlich ist, der etwas macht. Der Sämann mag wachen oder schlafen, die Saat wächst schon. Größere Gelassenheit wäre als Grundeinstellung sehr nötig. Es tut der Pflanze nicht gut, wenn man an ihr ständig zieht. Wenn wir meinen, alles genau zu wissen, entfernen wir uns auch vom Leben der Menschen – mit ihren Freuden, ihrer Lust und ihrer Last. Wir bauen ein lückenloses Gebäude – aber neben den Menschen. „Deus semper maior“ – Gott ist immer größer als das, was wir fassen können. Dieser immer schon größere Gott ist für mich nicht nur Inbegriff der Ehrfurcht, der Anbetung, sondern auch der Heiterkeit, des Humors.

Die Heiterkeit, die aus dem Gottvertrauen kommt, darf die Kirche nicht verlassen. Bischöfe dürfen nicht den furchtbaren Ernst eines Politbüros haben.

HK: Bischöfe tun sich heute nicht nur innerhalb der eigenen Diözese schwer, manche werden zwischen den Erwartungen römischer Stellen und ihrer Ortskirche geradezu zerrieben. Nicht wenige Katholiken halten die Glaubwürdigkeit des Bischofsamtes deshalb für gefährdet, weil sie den Eindruck haben, die Bischöfe würden sich zu wenig höhererorts zu Sprechern ihrer Ortskirchen machen. Ist dieser Eindruck richtig?

Weber: Es wäre schlecht, wenn ein Bischof die Lebensauffassung eines Musterknaben hätte und meinte, er müsse immer gut auffallen. Der Bischof muß vor allem Realist sein. Er muß die Weltkirche – und darunter verstehe ich nicht nur Rom; da gibt es vielfältige Querverbindungen – Anteil haben lassen: So denken bei uns die Menschen. So sind die Sorgen, die Erwartungen, die Hoffnungen. Ob die immer durchgesetzt werden können, ob die immer richtig sind – da sollte man einigermaßen viel Demut besitzen. Aber Weltkirche heißt für mich nicht eine Zentrale, von der allein alles gesteuert wird. Zugleich hat der Bischof das Recht und die Pflicht – in seiner Eigenschaft als Zeuge und Treuhänder – zu sagen: Ein bestimmtes Projekt hat momentan zwar vielleicht viele Prostimmen, aber es gibt auch noch andere Aspekte, die man gleichfalls im Blick haben muß.

„Der Vorsitzende der Bischofskonferenz sollte einen gewissen Bonus besitzen“

HK: Apropos Querverbindungen: werden die eigentlich hinreichend genützt? Lange Zeit war es doch gar nicht üblich, diese Querverbindungen zu nützen, sowohl zwischen einzelnen Bischöfen, als auch zwischen einzelnen Bischofskonferenzen. Sollte sich hier nicht etwas ändern?

Weber: Das Bischofsamt muß auf jeden Fall neu gelebt werden. Die allermeisten von uns sind überaus fleißig. Aber wir denken viel zu wenig nach, allein und miteinander. Wir müssen uns dafür schon rein praktisch mehr Zeit nehmen. Wie moderne Manager werden wir vom Terminkalender gehetzt. Aber dahinter steht die Frage: Wollen wir überhaupt das aufmerksame Infragestellen von vielem, das eingeschliffen ist? Es ist sicher ein Manko, daß die Querverbindungen gegenseitiger Aufmerksamkeit zu gering ausgebildet sind.

HK: Welchen Stellenwert geben Sie der Tatsache, daß manche Katholiken immer wieder und offenbar mit einigem Erfolg den direkten Weg nach Rom suchen, um sich dort um die Unterstützung zu bemühen, die sie beim eigenen Ortsbischof nicht finden? Werden hiermit nicht die Amtsausübung von Bischöfen behindert und ihre Beziehungen zu Rom belastet?

Weber: Wahrscheinlich wird man in keinem großen Organismus die ideale Form der Kommunikation erreichen. Aber

das Phänomen, das Sie erwähnen, ist in hohem Maße problematisch und zerstört viel Vertrauen. Der Bischof ist Träger des Erbes der Apostel. Der eine wird mit mehr Sympathie empfangen, der andere mit weniger. Aber einfach so zu tun „wir klammern den Bischof aus, wir kennen nur die direkte Gehorsamsbeziehung zum Papst“, das ist nicht im Geist des Konzils. Anonyme Äußerungen sollte man grundsätzlich nicht beachten. Es gibt Diözesen, die sich in einem schwierigen, ja tragischen Zustand befinden. Wenn der Bischof angezeigt wird, muß ihm dies gesagt werden. Der von seinen Mitbrüdern gewählte Vorsitzende einer Bischofskonferenz – da spreche ich in eigener Sache – sollte in dem Zusammenhang einen gewissen Bonus besitzen.

„Die Zukunft der Kirche liegt nicht in einem Gehorsam ohne Rückfragemöglichkeit“

HK: Am nachhaltigsten geriet das Bischofsamt wiederholt durch umstrittene Bischofsnennungen in die Kritik. Manchmal hat man den Eindruck, zwei Konzepte für die Ausübung der einheitsstiftenden Funktion des Bischofsamtes stünden sich gegenüber: Entsteht Einheit dadurch, daß sich möglichst kräftige Gegensätze gegenüberstehen und sich gewissermaßen addierend aufheben, oder indem ein einzelner Bischof durch sein Handeln integrierend wirkt?

Weber: Ich weiß nicht, ob hinter den Bischofsnennungen soviel System steckt. Angesichts der heutigen Personalisierung hört man das scherzhafte Wort: Früher sah man einmal im Leben einen Bischof, heute sieht man ihn wöchentlich im Fernsehen. Das hat sicher etwas für sich und beleuchtet eine wichtige Seite der heutigen Lage. Das Reservoir an Kandidaten für das Bischofsamt ist nicht groß. Wenn eine Bischofsnennung nach Art einer Notbremsung geschieht, dann ruft dies Panik hervor. Umgekehrt kann in bestimmten Situationen eine Notbremsung lebensrettend sein. Von daher wird es immer einmal wieder auch Ernennungen geben, die für Unruhe sorgen. Ein Bischof soll vor allem ein aufmerksamer Mensch sein – aufmerksam für das Evangelium und aufmerksam für das Leben der Menschen und damit ein ständig Lernender. Bei den Bischofsnennungen muß auf die menschlichen Qualitäten eines Bischofskandidaten geachtet werden. Es muß alles getan werden, damit trotz aller Meinungsunterschiede ein Grundvertrauen vorhanden ist. Das heutige Freiheitsbedürfnis der Menschen kann zu großen Verirrungen führen. Aber dieses Freiheitsbedürfnis ist auch etwas Großartiges, muß beachtet werden. Die Zukunft der Kirche liegt nicht in einem Gehorsam ohne jede Rückfragemöglichkeit, sondern der Mensch muß gerade in der heutigen Gesellschaft lernen, sein Gewissen zu bilden. Die Kirche muß ihren Beitrag dazu leisten, wenn wir keinen Menschentyp haben wollen, der immer nur fraglos mit dem Kopf nickt.

HK: Aus Diözesen, in denen es zu umstrittenen Bischofsnennungen gekommen ist, hört man, daß sich die Einstellung

ausbreite: Wir kommen auch ohne Bischof aus. Besteht nicht die ernste Gefahr, daß man mit solchen Ernennungen das Bischofsamt fatalerweise nachhaltig beschädigt?

Weber: „Wir brauchen keinen Bischof. Wir leben ganz gut, ohne ihn zu beachten.“ Äußerungen dieser Art sind sehr ernst zu nehmen. Das Bischofsamt gehört elementar zur katholischen Kirche. Wenn dies – aus welchen Gründen auch immer – faktisch unterlaufen wird, ist das eine schlimme Sache. Das Heil liegt nicht in einem sogenannten „beliebten Bischof“, weil er nirgends aneckt und deswegen gut gelitten ist. Er wird nicht lange beliebt sein. Die Menschen haben ernstere, tiefere Fragen, die man nicht bloß mit Schulterklopfen lösen kann. Die Vorgabe des Grundvertrauens sollte gefördert werden. Wie in einer Partnerschaft darf das Grundvertrauen auch in einem Streit nicht wirklich in Frage gestellt sein. Von der Struktur der Kirche her steht jede Diözese für sich selber – dennoch beinhaltet die Kollegialität der Bischöfe auch die schwierige Tugend der „correctio fraterna“, ich übersetze frei: des brüderlichen Gut-Zuredens.

HK: Der „casus belli“ bei den umstrittenen Bischofsnennungen war die Tatsache, daß die personellen Vorstellungen der betreffenden Ortskirchen zu wenig berücksichtigt wurden. Nun gibt es eine Reihe von Modellen, wie man die Wünsche der Ortskirchen bei der Kandidatenauswahl besser einbringen kann. Was halten Sie von solchen Überlegungen?

Weber: Ich versteife mich nicht auf strukturelle Modelle. Jeder Bischof ist gehalten, alle drei Jahre Kandidaten zuhanden des Nuntius zu benennen. Wichtig ist der ständige Umgang mit den Menschen. Dann bekommt man schon ein Gefühl davon, wohin die Tendenzen laufen. Oft ist es so, daß das, was in den Medien bzw. in den Gremien gesagt wird, nicht ganz die allgemeine Stimmung wiedergibt. Wir müssen gerade jetzt aufpassen, daß das Bedürfnis nach spiritueller Tiefe erkannt wird und in die Kirche integriert wird. Spiritualität soll nicht nur von Sonderversammlungen gepflegt werden. Wir sind manchmal zu pastoral-pragmatisch, pastoral-technisch geworden. Die Hoffnungen könnten bei vielen Menschen in diese Richtung hinweisen.

„Die Eigengestalt der Diözesen nicht nivellieren“

HK: Auch die Bischofskonferenzen bleiben von den gegenwärtigen Schwierigkeiten bei der Ausübung des Bischofsamtes nicht verschont. Wenn der Eindruck nicht täuscht, lähmen sich in manchen Bischofskonferenzen die verschiedenen Richtungen gegenseitig. Reformimpulse gehen heute eher von einzelnen Bischöfen aus oder von Bischöfen einzelner Kirchenprovinzen. Teilen Sie diesen Eindruck?

Weber: Es gibt tatsächlich schwierige Situationen, die man auch eingestehen sollte. Die Vorstellung, daß man als Konferenz auf jeden Fall eine einheitliche Gestalt abgeben müsse, halte ich dagegen nicht für zwingend. Die Gegensätze sollten nicht unfair ausgetragen werden, das scheint mir das

Entscheidende zu sein. Wenn man sich beispielsweise per Zeitung die Mahnungen gegenseitig zustellt, halte ich dies für der Sache und des Amtes nicht würdig.

HK: Zugleich gibt es die Diskussion um die Zuständigkeit und den ekklesiologischen Stellenwert der Bischofskonferenzen. Wünschen Sie sich in dieser Situation eine Stärkung der Konferenzen?

Weber: Die Eigengestalt der Diözesen möchte ich nicht in eine Gesamtbischofskonferenz hineinnivelliert sehen. Jede Diözese nur schon in unserem kleinen Österreich hat ihre geschichtliche, ihre mediale, ihre politische, ihre spirituelle Gestalt, die verschieden ist. Ich sehe hier keine glatten, hundertprozentigen Lösungen. Die Balance zwischen der Selbständigkeit einzelner Diözesen und dem Gesamt der Bischofskonferenz ist nicht leicht herzustellen. Die Diskussion über dieses Thema ist nicht abgeschlossen.

HK: Ist die Lage der Bischofskonferenzen nicht einigermaßen vertrackt? Einerseits wünschen sich manche, daß die Bischofskonferenzen in ihren Zuständigkeiten gestärkt oder zumindest nicht geschwächt werden. Andererseits behindert die innere Polarisierung die Arbeitsfähigkeit mancher Konferenz. Mit anderen Worten: Von den Gegensätzen innerhalb der Bischofskonferenzen profitieren diejenigen, die diese ekklesiologisch ohnehin seit langem niedriger hängen möchten.

Weber: Das ist sicherlich eine zutreffende Beobachtung. Die Frage ist nur, ob die Alternative, die völlig uniforme Bischofskonferenz, wirklich erstrebenswert bzw. erreichbar wäre. Ich wünsche mir Weite, wie sie im Wort „katholisch“ enthalten und gemeint ist. Aber natürlich auch die Bereitschaft, nicht überall gleich Verrat und Untergang zu wittern, und die Bereitschaft, etwas wachsen zu lassen. Noch einmal etwas anders sieht es aus, wenn es darum geht, wie die Kirche eines Landes gegenüber dem Staat, dem Gesetzgeber agiert. Wir sprechen immer davon, „die Kirche sagt“, wenn Bischöfe sich zu einer Sache äußern. Daß wir viele kompetente Einrichtungen und Einzelpersonen in unserer Kirche haben, wird zu wenig so beachtet und mitunter auch von Bischöfen zu wenig gewünscht.

„Entscheidend ist heute der aufmerksame und geduldige Hirte“

HK: Eine gewisse Relativierung der Stellung des Bischofsamtes droht, wenn man so will, nun noch aus einer anderen Ecke. Zunehmend wird gefragt, inwieweit heutige Rechtskultur nicht vermehrt Einzug halten sollte in der Kirche, auch die Gewaltenteilung. Die Vereinbarkeit solcher Entwicklungen mit der zentralen Stellung des Bischofsamtes erweist sich dabei als Schwierigkeit. Sehen Sie da eine Gefahr heraufziehen?

Weber: Nein. Sicher kann man nicht die gewachsenen Modelle demokratischer Staats- und Rechtskultur 1:1 für die

Kirche übernehmen. Bei der Kirche haben wir es nicht mit einem von uns selbst gebauten Gebäude zu tun. Sie beruht letztlich auf der Offenbarung der Zuwendung Gottes. Schritte in diese Richtung halte ich aber für durchaus möglich und wünschenswert. Ich sehe zwar noch zu wenig die dazu notwendigen Strukturen. Man kann jedoch nicht alles mit Klima und Vertrauen zudecken, es braucht auch Strukturen. Wenn es grundsätzlich als unkirchlich gelten würde, einen Bischof auch zu fragen, dann kommen die Fragen um so drängender. Mit den vorgesehenen Strukturen des Kirchenrechts – sei es Domkapitel, Priesterrat, Pastoralrat – ist schon einmal ein erster guter Ansatz vorhanden. Möglicherweise mystifiziert man das Bischofsamt sogar allzu sehr, so daß Fragen dieser Art fast ein Tabu darstellen. Ein Bischof, der mit Aufmerksamkeit und Geduld mit den ihm anvertrauten Leuten unterwegs ist, ihnen Vertrauen entgegenbringt und an einer „langen Leine“ läßt, muß an Autorität nichts verlieren.

HK: Abschließend gefragt: Ist ein gewisser Imageverlust, den das Bischofsamt auf Grund mancher Vorkommnisse, auch in Ihrem Land, erlitten hat, wieder wettzumachen? Wenn ja, wie soll das geschehen?

Weber: Rückgängig in dem Sinne, daß etwas ungeschehen gemacht werden könnte, läßt sich dies nicht machen. Die Gestalt des Bischofsamtes muß jedoch immer wieder neu gefunden werden. Der Kirchenfürst ist sicher nicht mehr neu zu beleben und soll es auch nicht sein. Entscheidend ist heute der aufmerksame und geduldige Hirte. Trotz des eingetretenen Imageverlustes bekommt man viele Signale der Erwartung: Die Menschen möchten ihre Bischöfe als Personen sehen, die sie etwas von Gott ahnen lassen und die ihr Leben ernst nehmen. Das Bischofsamt ist durchaus erwünscht, erweckt Hoffnungen. Hoffentlich kann ich selbst solche Hoffnungen fördern und trage nicht dazu bei, daß Menschen in dem Sinne ärmer werden, daß sie mit einem Achselzucken sagen: In dieser Kirche habe ich keine rechte Heimat.

HK: Nun sind die Erwartungen an das Bischofsamt nicht nur nicht klein, sie können zuweilen – in Verkennung der Möglichkeiten eines einzelnen Bischofs – außerordentlich groß sein. Kompensieren die Menschen ihre nicht erfüllten Hoffnungen in bezug auf kirchliche Institutionen überhaupt nicht zuweilen auch mit überzogenen Erwartungen an konkrete Bischöfe?

Weber: Ich habe grundsätzlich etwas gegen Wundergurus. In diese Rolle wird mancher hineingehievt. Das ist nicht der richtige Weg. Man soll mit den Bischöfen sehr normal umgehen. Und dasselbe soll man auch von ihnen erwarten. Vor allem aber sollten die Menschen Erwartungen an Bischöfe in bezug auf das haben, was das Zentrum dieses Amtes ausmacht: das Wissen um Gott. Bischöfe sind nicht die Vereinsobmänner von irgendwelchen Kulturvereinen. Die bewußte oder nicht bewußte, auf jeden Fall vorhandene Frage an Vorsteher von Ortskirchen lautet: Wie ist das mit der Wirklichkeit Gottes?